

Dr. Stephan Goetz – Unternehmensberater und Naturschützer

von Jörg Adler

Dr. Stephan Goetz ist ein Glücksfall für die Naturbewahrung! Der international gefragte Unternehmensberater und Finanzdienstleister (goetzpartners, München) ist nicht nur ein wirtschaftlich erfolgreicher Mensch, er vereint Charisma und Dynamik mit einem bemerkenswerten Engagement für die Bewahrung der Biodiversität. Unser erstes Treffen in seinem Münchner Büro gehört zu den unvergesslichen Ereignissen meines Artenschutzdaseins. Damals trug ich ihm die Idee zur Gründung eines Naturschutzzentrums in Kambodscha vor und nannte am Ende kleinlaut eine Summe, die wir für die ersten Schritte benötigen würden. Als ich zu später Abendstunde das Büro verließ, war das Angkor Centre for Conservation of Biodiversity (ACCB) geboren und

ich hatte, nachdem in den Folgejahren Krisensituationen im Zusammenfinden gemeistert waren, einen neuen Freund. Einen Freund, der mit Konsequenz klare Vorgaben einfordert, hartnäckig nachhakt, wenn etwas unklar erscheint und nicht aufgibt, selbst wenn die Sache hoffnungslos verfahren scheint. Selten im Berufsleben habe ich mich mit einem Menschen kurzzeitig so gerieben, selten im Berufsleben hat mir ein Mensch so geholfen mit der Ermutigung zur Selbstreflexion. Und als wir, Roland Wirth und ich, damals glaubten, unseren Hauptsponsor schon wieder verloren zu haben, war er es, der nicht locker ließ und sich mit Nachdruck weiter einbrachte.

Heute schauen wir voller Stolz auf zehn Jahre Artenschutz in Kambod-

scha mit sehenswerten Erfolgen. Der Garant für diesen Erfolg ist Stephan Goetz, sein Credo ist „...die Ehrfurcht, die Verwunderung über die Vielfalt der Erscheinungen. Sie zu schützen und zu erhalten erscheint mir als ein wichtiges Ziel des Menschen angesichts der rasanten Zerstörung der Vielfalt zugunsten von Monokulturen und der Verödung der Phänomene.“ Stephan Goetz ist aber nicht nur der Hauptsponsor des ACCB (mit einem sehr hohen sechsstelligen Betrag), er ist auch mit Herz und Verstand Mitgestalter unserer Projekte. Gut zu erspüren ist das beim Lesen seines „Expeditionsberichtes“, der anlässlich unserer letzten gemeinsamen Reise nach Kambodscha Ende April 2010 entstand.

Danke, Stephan!

Wie hieß die Kuh?

Hochbetrieb im Geierrestaurant

von Dr. Stephan Goetz

Die Rütteltour durch den lichten Wald von Kambodschas Norden, 50 km von der Grenze zu Laos entfernt in der Provinz Preah Vihear und dort im Preah Vihear Protected Forest, kostete alle Nervenkraft und Kondition. Aufstehen um drei Uhr, biorhythmisch nach 48 Stunden Asien also eher 22 Uhr nachts, war nicht eben hilfreich nach einer Mütze Schlaf in dem von der Wildlife Conservation Society (WCS) finanzierten Haus im Wald. Auch der Kaffee im Dunkel der Nacht konnte daran nichts ändern.

Die Federung des hochbeinigen Toyota Pickup des ACCB, unserer kleinen Artenschutzinstitution, war auch nicht das Problem. Und schon gar nicht die Fahrweise unseres Projektleiters, Markus Handschuh, der das Fahrzeug wie seinen eigenen Körper zu kennen schien und umsichtig, vorausschauend und geradezu instinktsicher durch die fast metertiefen Schlammflöcher, einige Baumpassagen und Wurzelrüttelstrecken navigierte. Und das sogar dann, wenn der im

matt mondbeschiedenen Wald vorausfahrende Soldat mit seiner funzeligen Rückleuchte Wegstrecken falsch, weil für den Wagen schlicht unpassierbar, wählte. Nein, es war die Enge der Sitze für fünf Insassen, Markus und neben ihm Jörg Adler vorn. Jörg versorgte Markus mit Zooberichten aus Deutschland, während hinten neben mir der stille Alistair aus Schottland, jung, rothaarig und müde, sowie der Khmer Pech Bunnat mit seinem leicht traurigen fragenden Mondgesicht saßen. Alistair war so müde, dass sein Kopf unter dem Einfluss der Erschütterungen und Sprünge des Fahrzeugs kraftlos von links nach rechts auf die Schultern seiner Nebensitzer oder einfach dumpf schlagend gegen das Rückfenster rollte.

Jörg, der unermüdliche Tierdokumentarist, hatte unzählige Objektive, Stative, Kameras und Hilfsmittel in dem Fußraum und auf unsere Schöße verteilt, sodass das Gefühl der unabhängigen Einbettung vollständig war. Zwischen 3:30 und 5:15 Uhr, also

fast zwei Stunden lang, ruckelte und schüttelte es. Der leichte Wald tauchte mal als Einzelstämme, strauchartiger Bodenbewuchs oder einfach als Aneinanderreihung von Wurzelmustern mit 40 cm Profil bzw. Schlammflöchern vor uns auf. Wir hatten Glück, die Regenzeit begann gerade jetzt, Ende April 2010, und hatte noch keinen großen Guss gebracht, der das Unterfangen schlicht vereitelt hätte. Unser Khmer, den wir in der Provinzhauptstadt Tbeng Meanchey eingesammelt hatten, hatte bis zu 40 Geier an dem Geierrestaurant versprochen. Jedenfalls hatte er sie in Aussicht gestellt, denn er war ein vorsichtiger Mann. Voller Bedacht und unaufdringlicher Kenntnis seines Themas: der Erhaltung der Geierpopulation von 300 bis 400 Tieren aus drei Arten in Kambodscha, dem Refugium dieser Großvögel. Überall, vor allem in Indien, wo ich sie noch vor 20 Jahren zu Hunderten sah, waren sie durch den unverantwortlichen Einsatz von Diclofenac bei Kühen und anderen großen Nutztieren verendet und prak-

tisch ausgerottet. Kambodscha hatte kein Diclofenac und bekam daher eine globale Zentralrolle zur Erhaltung der Arten trotz des schmalen Bestandes. WCS und andere, uns eingeschlossen, hatten diese Geierrestaurants an tief im Wald versteckten Plätzen eingerichtet bzw. finanziert, um die Tiere zusätzlich mit einer Kuh pro Monat

vielen Jahren und in Vietnam heute einschließlich der Personenprofile und Tipps für die kleinere Organisation in Kambodscha regten Markus zu immer neuen Fragen an. Ich dachte, während ich den Reports lauschte, über meine schmerzenden Gliedmassen und die Verschiedenartigkeit der Welt nach, in der wir jeweils lebten.

Wasserflaschen und Jörgs Kamera- und Filmausrüstung bewaffnet sowie vielen Ferngläsern passierten wir den kleinen See und trotteten ca. 700 m weiter zu den beiden Hochsitzen. Der niedrigere reichte Jörg nicht. Er kletterte mit seiner Jause und dem massiven Equipment, unterstützt von dem Wildhüter, einen Ast hoch, um zu den



Bengalgeier. Foto: Jörg Adler

zu ernähren. Das war nötig, weil die meisten natürlichen Nahrungsquellen, die Gaure und Bantengs sowie andere Wildtierarten, dramatisch durch die Jagd dezimiert waren. Die Geierpopulation könnte also mit Zufütterung in den Restaurants wieder gezielt zunehmen. Jetzt, um vier Uhr früh in der Enge der Rückbank des Pickups, sagte unser Experte gar nichts.

Er versuchte nur hin und wieder, den Kopf durch beide Hände abgefedert auf die Kopfstütze von Markus zu legen. Umsonst, zu heftig waren die Ausschläge des Fahrzeugs, das mal fast umzukippen drohte, mal aus tiefem Sumpf zurück setzen oder sich schlingernd freiwühlen musste. Markus fuhr meisterlich, aber Passagierschonung war auf dieser Strecke eine zweite Priorität.

Jörgs Berichte von der Politik, einer Zooleitungsaufgabe, den Herausforderungen in Münster, in Leipzig vor

Irgendwann sahen wir Lichter vor uns, das koboldhafte Rücklicht des Motorrads vor uns blieb stehen. Wir waren da, quälten uns unsicher staksend aus den Sitzen, streckten uns und sahen uns erleichtert um. Ein Ranger, zierlich im Kakianzug, empfing uns an einer riesigen Lichtung. Das erste Morgenlicht erhellte die Szene matt. Kaum standen wir in der nachtstillen Einsamkeit, ertönte das heisere Trompeten eines Saruskranichs. Meine ornithologisch versierten Freunde zitterten förmlich vor Erregung.

Leichter Baumbestand öffnete sich in eine gut einen Kilometer weite Grasfläche. An unserem Rand befand sich ein fast versiegter kleiner See. Die Wasserlöcher am schlammigen Rand mussten von dem Suhlen der Wasserbüffel stammen, die wir in großer Zahl in jedem Sumpf im Wald gesehen hatten auf unserer Fahrt. Mit Frühstück, Reis und Fleisch, vielen

unteren Stufen der Leiter zu kommen. Das trotz verletzter Schulter, nur dem Enthusiasmus folgend. Wir anderen kletterten zu viert auf unseren Hochsitz, den niedrigeren. Zwei handgroße Löcher in der Bretterwand, zwei Sitzhölzer und eine zwei mal zwei Meter große Fläche waren nun unser Aktionsradius. Wir bauten Ferngläser auf, stellten Wasser und Ausrüstung ab, um durch die Löcher zu schauen. Vor uns die nun mild vom Morgenlicht erhellte weite Fläche, rechts begrenzt durch den Wald, an dessen Rand die Hochsitze standen. Im Mittelgrund, wohl 80 m entfernt, drei Rinderskelette, teilweise von Fell überzogen, als hätten sie eine Decke nur nachlässig übergezogen. Dazwischen ein heller Rinderkörper, der aufgeblähte Bauch uns zugewendet. Das rechte Vorder- und Hinterbein stachen starr und unförmig prall in die Morgenluft. Der Hals war zu uns hin überstreckt, das rechte Ohr schien

aufgestellt um zu lauschen. Es lag da seit gestern, ein 150 US\$-Opfer zur Erhaltung der dezimierten Geierbestände. Es war nun 5:45 Uhr und wir sollten bald drei Stunden warten, erst dann würden die Geier fressen. Aber

ten wir ihre dunklen Hälse mit den weißen Kragen am Halsansatz und die großen dunkelbraunen Gefieder sehen. Sie waren die gängigste Art, ob wir mehr von ihnen und ihren Verwandten würden sehen können? Wir hatten

Wir dösten, abwechselnd beobachtend. Um halb sieben saßen schon sechs Geier auf dem Baum. Sie warteten. Bald darauf die erste große Szene. Sie flogen herunter zu ihrem Opfer. Im Rücken des Rindes, teilweise durch



Anfliegender Kahlkopfgeier (*Sarcogyps calvus*). Foto: Jörg Adler

wir sollten dennoch lange vor ihnen da sein, um sie nicht zu stören.

Ich dachte, wie verrückt, im Land des Todes, wie es Moravia beschrieb, waren die Geier ausgestorben. Indien, wo sie zum Landschaftsbild gehörten, groß und dunkel auf Bäumen wartend, für die Parsi sogar ein kritischer Teil religiösen Ritus als Verwerter menschlicher Lebensreste. Indien hatte sich der Modernität verschrieben, der Jagd nach Weltgeltung unter der Herausforderung tradierter Werte. Wir saßen nun an der laotischen Grenze, nicht weit von den Schlachtfeldern von Pol Pot, der dem Grauen in der Neuzeit ein bleibendes Bild hinzugefügt hatte. Hier waren die Wunden noch kaum verheilt, die Opfer der Landminen allgegenwärtig. Hierhin hatten sich die südostasiatischen Geier zurückgezogen.

Die Suche in den Wipfeln der nahe gelegenen Bäume war erfolgreich. Vier Bengalgeier saßen in einem Baum. Dunkel, regungslos, im Warten geübt. Im Visier der Ferngläser konn-

Aussicht, zwei weitere Arten zu sehen. Der am höchsten sitzende Geier schaute in unsere Richtung. Markus erklärte mir, dass sie die besten Augen im Tierreich haben, und uns selbst durch die kleinen Schächte mühelos beobachten konnten. Unsere Stimmen würden sie nicht hören, zu weit war vor allem das Rumpeln von Jörgs Ausstattung auf dem zweiten Ansitz entfernt. Markus legte sich so gut es ging auf den Boden unserer hölzernen Box, Alistair und Pech Bunnat taten es ihm bald nach. Ich schaute angestrengt durch mein kleines Glas, dann durch das Superglas auf dem Dreibein, das Markus eingerichtet hatte. Stille, während drei Geier ruhten, der höchst sitzende sich abwechselnd putzte oder die Szene mit scharfem Blick kontrollierte.

Auch ich nahm auf den Holzplanen mit angezogenen Beinen ein Nickerchen. Ich wollte frisch sein, wenn es losgehen sollte. Irgendwann danach aßen die anderen ihren Reis mit den Fleischstücken aus der Tüte. Mir war nicht danach, nicht einmal nach Reis.

den Ballonkörper verdeckt, nahmen sie Aufstellung. Sie umrahmten nun die Kuh. Sie starrten auf ihr Mahl, Totenwächter in dunkler Dienstkleidung. Nur gelegentlich bewegten sie sich, um einander die Stellung streitig zu machen. Sie verscheuchten einander aus der ersten Reihe mit Schnabelhieben in die Luft oder weitem Öffnen der Schwingen, bald zwei Meter oder mehr, wobei sie das weiße Untergefieder unter den Schwingen zeigten. Mächtige Drohgebärden, in ihrer typischen rituellen Weise vorgetragen. Der vertriebene Vogel parierte oder wich zurück, um bald mit stakenden Schritten wieder aufzurücken. Die Totenwache mochte bald eine dreiviertel Stunde gedauert haben. Als wollten sie dem Ereignis Gewicht verleihen, sich vorbereiten auf ihren nächsten Ritus. Ich musste an die Kirchdiener neben dem Sarg denken. Das Kreuz fehlte, aber der Gesichtsausdruck war ebenso starr und düster.

Ich hatte mich wieder hingelegt, als Pech Bunnat uns flüsternd weckte.

Ein Lappengeier. Ich krabbelte hoch. Ja, da saß nun am Schwanzende der Kuh, leicht entfernt, ein noch dunklerer Vogel, schwarz, mit weißer Zeichnung über den leuchtend roten Beinen und einem roten Kopf mit leuchtend gelben Augen. Er war prächtig, über seinen roten Beinen mit dem weißen Rumpfansatz leuchtete es noch einmal rot. Sein Kopf war nach unten gerahmt durch zwei rote, handlängengroße Hautlappen. Die rote Gesichtsmaske mit dem Kragen schien in Erregungszuständen noch an Farbigkeit zu gewinnen. Er, der seltenste unter den asiatischen Geiern, machte den Verwandten ihren Platz nicht streitig. Er wartete nur auf Distanz. Plötzlich schritt ein Bengalgeier zum Maul der Kuh, reißend pickte er in den geöffneten Schlund. War es nicht der Obolus, der auf der Zunge liegend die Überfahrt in den Hades sicherstellte als Vergütung des Flößers? Die Zunge der Kuh wurde als erstes herausgerissen mit raschen, kraftvollen Hieben. Das Ritual stieß mich ebenso ab, wie es mich elektrisierte.

zutun. Der erste Geier hackte nach ihnen, trieb sie von seiner Futterstelle weg. Er hackte erneut in das geöffnete Maul, während ein anderer etwas höher seinen Hieb ansetzte. Das musste das rechte Auge sein, was er sich ausgesucht hatte. Nun ging es immer schneller. Des Vorgangs zweiter Teil hatte begonnen. Plötzlich schwebten drei, vier weitere Bengalgeier ein, angelockt von dem Anblick des Fresens. Sie machten sich mit den sitzenden Erstankömmlingen an die unsemern Blick entzogenen Rückenpartien. Mächtiger wurden die Hiebe, sodass bald die unter dem Gasdruck aufgereckten Beine des Rindes zu zucken begannen. Die gierigen Reißbewegungen an Maul und Augenhöhle brachten das aufgerichtete Ohr zum Wackeln. Es sah aus, als reagierte das Rind mit wiegenden Ausweichbewegungen auf die unerbittliche Behandlung.

Es mochte acht Uhr sein, es war heiß in der aufgehenden Sonne. Wenige Meter weiter hörten wir die Stakkatoklicks von Jörgs Fotoapparat. Er atmete schwer und laut, so sehr war

zitternden Rinderkadaver mit immer weiteren Bengalgeiern füllte, begann der Lappengeier seine Offensive. Von den Bengalgeiern ungestört machte er sich am hinteren Ende des Tierleibs zu schaffen. Durch dessen After riss er Darmstücke aus der Öffnung. Er zog und zerrte, die langen Fetzen griff er mit den Fußkrallen, um sie dann herunterzuwürgen. Nun kamen zwei weitere Lappengeier herangesegelt. Sie beobachteten zunächst wie die Bengalgeier die gierige Szene, bis sie aggressiv mit Drohgebärden einen Platz an der Wirbelsäule des Kadavers reklamierten, um dann den kurzen Moment bis zur Gegenattacke eines Futterwettbewerbers für einige wilde Hiebe zu nutzen. Überhaupt schien es, als würden Neuankömmlinge nach kurzer Orientierung am Kadaver mit heiseren Schreien und wilden Drohgebärden, Hacken und Flügelausbreiten bei vorgestrecktem Hals Platz für sich schaffen. Kurze Zeit danach wichen sie dann wie andere Artgenossen ähnlichen Attacken aus und traten zurück.



Anfliegender Bengalgeier (*Gyps bengalensis*). Foto: Jörg Adler

Natürlich, es war auch der bequemste Anfang der Zerlegung. Nun geriet die Gruppe in Unruhe. Zwei weitere Geier traten hinzu, um mit-

er von seiner Dokumentation des Naturschauspiels gefangen genommen. Während sich die Szene mit den fellbehangenen Skeletten und dem leise

Nun mochten es bald 15 Geier sein, mittlerweile vier Lappengeier und ein Schmalschnabelgeier. Er war größer, sein Federkleid heller im

Vergleich zum dunkelfarbenen Bengalgeier und sein schwarzer Hals war deutlich länger. Er setzte sich mit großer Geste auf den Bauch der Kuh und breitete dort seine Flügel triumphierend aus. Wie furchteinflößend war die Geste mit der Flügelspanne von gut 2,5 m! Wir blickten schwitzend und aufgeregt durch die Linsen, die uns das Spektakel nahe brachten. Die Kuh schien fast zu verschwinden zwischen den vielen dunklen Vögeln, die an Kopf und Schwanzende an ihr rissen, dass die Beine hilflos zitterten und

wackelten wie das rechte Ohr. Schon konnte man erkennen, dass die mächtigen Bisse in den Leib die gestauten Gase freigegeben hatten: Der Körper nahm wieder natürliche Umrisse an und verlor das Ballonhafte.

Als wäre es nicht genug an Bildern, stakten von links aus der freien Ebene zwei große graue Vögel mit langen Hälsen und einem roten Kragen und Kopf heran. Alistair flüsterte beeindruckt: „Ein Saruskranichpaar.“ Ihr Gefieder war fast metallischgrau, der große Rumpf auf hohen Beinen,

der Gang schreitend. Sie hielten auf das große Fressen zu, würdevoll und unbeirrt. Erst zwei, drei Meter vor der Kuh drehten sie ab und gingen ebenso gelassen in den rechts zu den Kadavern hin auslappenden Waldstücken. Sie schienen aus Neugier gekommen zu sein, da sie hier brüten wollten. Sie hatten aber rasch genug gesehen und sich abgewendet. Sie wirkten gegen die Geier schöner, eleganter und elegischer, als dies ohnehin der Fall gewesen wäre. Markus erklärte, die Wissenschaft streite noch, ob die Neuweltgeier (also nicht die Altweltgeier hier vor uns) Raubvögel oder spezialisierte Störche seien, wobei letztere Auffassung an Boden gewönne. Optisch von Beinlänge bis Körperbau und Flugverhalten – das nämlich die Agilität der Jäger vermissen ließ – konnte ich das verstehen. Der Ausdruck war jedoch so anders. Als läge der Einordnung als Raubvögel eine leise ethische Wertung zugrunde, die doch der Wissenschaft fremd sein sollte.

Der Abgang der Kraniche war stillvoll wie ihr Auftritt. Jörg zuliebe liefen sie gemächlich durch den Hintergrund, ihre prächtigen roten schlanken Köpfe mit dem langen Schnabel leuchtend hinter dem dunklen Ritual im Vordergrund. Jörgs Atemstöße wurden lauter, konvulsivischer und die Kameralinse öffnete und schloss sich in einer Dauerbewegung. Im Abgang trompeteten die Vögel noch einmal durchdringend und weittragend, bis sie endlich völlig verschwunden waren. Die besonders seltenen Tiere hatten wir hier in freier Wildbahn gesehen. Wenn man nur nicht bei jedem Großtier sagen müsste, wie selten oder besonders selten es schon war!

Ich fokussierte wieder auf die Geier. Es mochten nun 20 Vögel sein, die sich um den Kadaver scharrten und balgten. Sie mussten tief von dem geöffneten Rücken in den Leib eingedrungen sein. Sie saßen auf dem schon deutlich eingesunkenen Körper, auf dem abgesunkenen Hinterbein, das immer noch von den zerrenden Rissen bewegt wurde, als wollte es winken. Am Kopf hatten sie das Maul immer weiter seitlich in die Wangen aufgerissen und ihre Hälse drangen 30, 40 cm tief bis zum Rumpf in den geöffneten



Östlicher Saruskranich (*Grus antigone sharpti*). Foto: Johannes Pfeleiderer

ten Hals, in den Bauch und von hinten in die Gedärme ein. Sie tauchten auf, über und über glänzend von der Leichenflüssigkeit. Irgendwie wünschte ich mir, es wäre ein Blutbild gewesen, was das Ganze „lebendiger“ gestaltet hätte.

Mehrere Geier standen nun schon ein, zwei Meter entfernt und beobachteten den gierigen Kampf. Andere nahen, rissen mit großen Anstrengungen lange Muskelstränge oder andere zusammenhängende Teile heraus, um sie beiseite zu tragen und dann zwischen den Krallen reißend zu fressen. Der Baum, der erst als Beobachtungsposten gedient hatte, beherbergte nun schon wieder fünf Geier, die träge da saßen. Einer hatte den Kopf absinken lassen, sodass er an einem entspannt durchhängenden Hals baumelte. Markus erläuterte, dass man dieses bekannte Verhalten auch bei den sterbenden Geiern gesehen und für ein mögliches Krankheitssymptom gehalten hatte, schon bevor der Dicloflenac-Zusammenhang klar geworden war. Offenbar war es hier nur das nicht ungewöhnliche Erschöpfungsanzeichen. Verständlich, denn die vier bis fünf Kilo schweren Vögel hatten mittlerweile gut ein Kilo Fleisch gefressen. Ich würde, wollte ich bald 20 kg Fleisch in einer Stunde verzehren, den Kopf noch tiefer hängen lassen.

Markus verließ die Position, um einen Spaziergang zu machen und andere Vögel zu beobachten, es war 8:45 Uhr. Die Sonne brannte herunter und die Vögel waren so mit der Fressorgie befasst, dass auch sein offenes Auftreten aus dem Schutz des Hochsitzes allenfalls ein paar wachsame Blicke auslöste. Niemand jedoch flog auf oder wich zurück.

Pech Bunnat zählte immer leise, am Ende 22 Bengalgeier, fünf Lappengeier, drei Schmalschnabelgeier. Ich wollte den Blick abwenden, hatte schon so viel gesehen. Aber die Prozesshaftigkeit der Destruktion, die pragmatische Trivialität des Schrecklichen hielt mich gefangen. Alle Vanitas-Bilder der Kunstgeschichte boten nur eine Andeutung dessen, was sich hier vollzog. Selbst die Verwesungsfilme von Sam Taylor-Wood in der Vanitas-Tradition waren harmlos gegen dieses

Schauspiel. Das lag an so vielen Details, an der unheimlichen Lebendigkeit des Vorgangs. Sicherlich auch an dem düsteren, abstoßenden Äußeren der Tiere, gesteigert durch die glänzenden glatten Häuse, ihre reißende Art, Fetzen unter dem Fell der Kuh vorzuzerren und an der schrittweisen Dekomposition der Kuh. Nur der Verwesungsgeruch blieb uns erspart in der windstillen Hitze. Der gestelzte Tanz der Vögel jedoch, um Wettbewerber von dem Kadaver abzuhalten, die Zerlegung, all das sahen wir fast im Zeitraffer vonstatten gehen.

Zwei Stunden nach Beginn des Fressens fing das Fell an Falten zu bilden, so ausgehöhlt war der Körper bereits. Immer wieder schoben sich Köpfe durch die Öffnungen der Decke, unterarmlang ins Innere, um es auszuschlachten. Das Fell hob sich dann wie von einer unsichtbaren Welle getragen und fiel zurück, wenn die langen Häuse nass wieder auftauchten. Mit Schrecken sah ich plötzlich im auf dem Dreifuß montierten Fernglas, dass die gesamte untere Maulpartie des Rindes bis zum Kieferbogen abgerissen war. Der Unterkiefer stand vollkommen abgeschält und hell leuchtend frei in der Luft, die obere Zahnreihe lag vollkommen entblößt, als bleckte das Tier, dessen Schädel-front noch trügerisch fellbedeckt war. Glücklicherweise konnten wir die Augenpartie nicht sehen. Nur den Vogelhals, der sich durch den Rachen tief in den Brustraum bewegte, sodass es aussah, als schluckte das Rind. Mich schauderte erneut, obwohl ich nun schon über zwei Stunden an der Auschlachtung teilgenommen hatte.

Meine Begleiter diskutierten leise die verschiedenen Geierarten, die Bestände, unser kambodschanischer

Ornithologe zählte in den Kategorien Art / Geschlecht / Alter, immer berücksichtigend, wer die Szenerie möglicherweise schon einmal betreten und verlassen hatte, um Doppelzählungen zu vermeiden. Ich wollte sie bei der di-



Lappengeier (*Sarcogyps calvus*). Foto: Johannes Pfeleiderer

stanziert wissenschaftlichen Betrachtung mit einem emotionalen Ansatz irritieren und fragte: „Wie hieß die Kuh?“. Fehlanzeige, sie hatte 150 kg Lebendgewicht, Minimum. Das heißt, sie hatte ca. 100 kg Fleisch. Bei 30 Geiern und bis zu 1,5 kg Verzehr sollten es 30 bis 40 kg sein, die nun den Fliegenlarven entrissen wurden. Auch die Schakale hatten nichts bekommen, die am Anfang hätten auftauchen sollen. Die Geier würden hier bleiben, in der Nähe des Kadavers die Bäume bevölkern, um morgen weiterzumachen. Stiege die Anzahl der Vögel weiter, so mochten sie morgen bereits ein vollständig entbeintes Skelett zurücklassen. Inzwischen würden andere Tiere gefressen haben, insbesondere die ca. zehn Krähen, die heute vom ersten Moment an zugegen waren, aber nur verscheucht wurden. Die 150 US\$ würden dann wahrlich bis zum letzten Cent ausgekostet worden sein.

Die Geier waren nun auch nicht mehr so aufgeregt und aggressiv. Einige ruhten sich von Kampf und wildem Gezerre bei der Nahrungsaufnahme in den Bäumen aus, andere waren schwer und langsam gestartet und flogen niedrig dem See entgegen, wo sie baden würden. Die an dem nun schlanken, fast faltig mager wirkenden Rinderkörper standen, sahen regungslos den zehn, fünfzehn noch fressenden Artgenossen zu. Auch die Jungen, die häufig verdrängt worden waren, wie etwa der Lappengeier mit dem schwach rosa Hautlappen an Kopf und Hals, kamen nun zum Zug. Die Kampf- und Drohgebärden waren einer stillen Arbeit, jeder an einer anderen Öffnung des Kadavers, gewichen.

Ich dachte an die Kategorien der Naturbetrachtung. Die Schönheit der Natur. Ja, vielleicht waren die Geier nicht nur eindrucksvoll – was sie sicher waren – sondern auch schön. Schön im Kontext jenes Satzes eines

man das anfängliche unbewegte Warten der Vögel vor dem reglosen Körper als Zeichen geringen Hungers oder als bizarre Wache, als Ritualhandlung sehen wollte. Ob die Zunge der Kuh das naheliegendste Fleischstück war oder der Ort der Artikulation der toten Kuh und eine in der Mythologie hoch beladene Stelle des Körpers. Und ob man es als bemerkenswert empfand, dass die meisten Geierrestaurants in den Rückzugsgebieten eines der größten Schlächter der Neuzeit lagen.

Ich konnte soviel von meinen ornithologisch hoch gebildeten Freunden über die Ursachen und Zusammenhänge bestimmter Verhaltensweisen der Vögel lernen. Dafür konnte ich sie mit der ihnen fremden „Aufladung“ des Geschehens verblüffen. Aber darin lag das Spannende an der Begegnung.

Wir rückten ab, es ging auf zehn Uhr zu und wir hatten einen langen Rückweg vor uns. Die Geier nahmen von unserem durch die vielen Geräte

hatte uns verschont und die Natur hatte uns ein einmaliges Schauspiel geboten. So viele Akteure, einschließlich der Saruskraniche, hatten alles gegeben, um uns mit unvergesslichen Bildern zu speisen. Eigentlich aber waren nur ein paar bedrohte Tiere zu einem teilweise vorhersehbaren Zeitpunkt an einem abgeschiedenen Ort zusammengekommen, um sich artgerecht zu verhalten. Egal wie, es war ein unvergessliches Ereignis für uns alle.

Summary

Stephan Goetz is the most important sponsor of ZGAP's conservation work in Cambodia.

Here he describes his observations and thoughts while watching vultures eating the dead body of a cow in a „vulture restaurant“ in Preah Vihear Protected Forest, Cambodia.



Fressende Bengal- und Kahlkopfgeier. Foto: Jörg Adler

Ringpoche: „Die Vergänglichkeit ist ein Prinzip der Harmonie.“ Alle Argumente der Nützlichkeit im Tierreich hatten die Geier ohnehin auf ihrer Seite. Markus berichtete, welche enormen Verwerfungen und natürlichen Desaster wie Epidemien in Indien durch das verheerende Massensterben der Geier und den Überhang an Großtierverwesung im Land eingetreten war. Und die Parsis konnten ihre heiligen Totenrituale nicht mehr vollziehen im Turm der Stille. So war es eine Frage der Betrachtungsweise, ob man eine Tierfütterung selten gewordener Großvögel vor sich sah, oder ein mächtiges Ritual des Todes und der Destruktion. Ob

umständlichen Abzug nur begrenzt interessiert Notiz. Zwei, drei flogen schließlich ab, der Rest ließ sich nicht stören. Unser Freund Jörg, the Eastern Camera Trap, wie wir ihn zur Würdigung seiner Herkunft und seiner größten Leidenschaft nannten, schäumte über vor Begeisterung über das Material, das er in Film und Foto gesichert hatte. Es drängte die Begegnung mit den ebenso seltenen Bengaltrappen am Vortag in den Hintergrund.

Wir lachten und strahlten dankbar in der Gluthitze. Vergessen war das Aufstehen um drei Uhr, die schweren Autorütteltouren und mühselige Positionen in dem Hochstand. Der Monsun

Kontakt

Angkor Centre for Conservation of Biodiversity (ACCB)
Kbal Spean
Phnom Kulen National Park
P.O. Box 93 054
Siem Reap
Cambodia
Tel.: +855 (0) 11 42 68 56
E-Mail: info@accb-cambodia.org
<http://www.accb-cambodia.org>